Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 6

Artikel: In einsamer Inselwelt [Schluss]
Autor: Job, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664181

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Tisch war zur Hälfte leer... Die Familie Douglas hatte das Fest verlassen.

Da ging er in den Wald und dachte darüber nach, was er Elsbeth wohl alles hätte sagen können. — Aber es sollte ja nicht sein — es kam immer was dazwischen. (Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsglocken.

Weihnachtsglocken, wieder, wieder
sänftigt und bestürmt ihr mich.
Kommt, o kommt, ihr hohen Lieder,
nehmt mich, überwältigt mich!

Daß ich in die Knie fallen,
daß ich wieder Kind sein kann,
wie als Kind Herr Jesus lallen
und die Hände falten kann.

Denn ich fühl's, die Liebe lebt, lebt,
die mit ihm geboren wurde,
ob sie gleich von Tod zu Tod schwebt,
ob er gleich gekreuzigt wurde.

Fühl's, wie alle Brüder werden,
wenn wir hilflos, Mensch zu Menschen,
stammeln: „Friede sei auf Erden
und ein Wohlgefall'n am Menschen!"

Richard Dehmel.

In einsamer Inselwelt.

Reiseeindrücke aus Sardinien von Jakob Job.

(Schluß.)

Ich selbst habe auf meinen Fahrten die rührendsten Beispiele solcher Gastfreundschaft erlebt, eines der schönsten vielleicht in Alghero, dem Fischerhafen an der nördlichen Westküste. Als wir spät abends dort ankamen, fanden wir das einzige Gasthöflein von unten bis oben durch eine wandernde Schauspielertruppe besetzt, und wir blieben mit unserem Gepäck auf der Straße, ratlos, was wir tun sollten. Aber nach wenigen Minuten schon waren wir von einer vorübergehenden, einfachen Frau eingeladen, mit ihr in ihr Haus zu kommen. Die Gute stellte uns zwei reizende Zimmerchen zur Verfügung und ruhte nicht, bis wir ihr erlaubten, uns in der Küche auch noch eine Kleinigkeit zum Essen zu bereiten und umsorgte uns mit all ihrer Liebe. Und als wir uns verabschiedeten, war es gar nicht so leicht, die Frau — eine bescheidene Witwe, die von dem Ertrage eines Milchlädeleins lebte — zur Annahme einer kleinen Entschädigung zu bewegen. Die paar Geldscheine — wie viel weniger war es, als was wir im Hotel bezahlt hätten — schien ihr fast unrecht erworbenes Gut. Aber das Rührendste sahen wir erst ganz am Ende: Sie hatte uns ihr eigenes Zimmer abgetreten und sich selbst eine Matratze in die Küche gelegt und dort die zwei Nächte zugebracht.

Und in Nuoro ging die Gastfreundschaft eines Herdenbesitzers so weit, daß er mich nicht nur in seinem Hause mit Wein, Kaffee und Gebäck bewirtete, sondern nachher durch seinen Jungen noch ein ganzes Paket österlicher Kuchen in den Gasthof schickte, damit ich und meine Freunde die Festtage nicht ohne dieses althergebrachte Hausgebäck verbringen müßten.

Daneben aber sind die Sarden ein stolzes, selbstsicheres Geschlecht, das in seiner Haltung den spanischen, in den nördlichen Teilen der Insel auch den korsischen Einschlag nicht verleugnet. Aus ihrem einsamen Leben, aus der Geschichte des Landes erklärt sich dieser ausgesprochene Charakter. Fast stets nur auf sich selbst angewiesen, auf die eigene Kraft und Tüchtigkeit gestellt, hat sich das Volk ein stolzes Selbstbewußtsein erhalten, das sich in seiner ganzen Wesensart ausdrückt. Sein Denken und Handeln ist einfach, oft primitiv; es folgt seinen natürlichen Instinkten. In seinem Auftreten ist es ruhig und gemessen; wird es aber in seinen Rechten, den wirklichen oder den vermeintlichen, verletzt, so wallt sein Blut maßlos auf, sein Zorn überschäumt, Gewalttaten und Racheakte sind fast unausbleibbare Folge solcher Ausbrüche. Daneben ist es edelmütig, ehrlich und ehrenhaft. Besonders dieser Ehrbegriff ist sehr stark ausgebildet, und wehe dem, der ihn verletzt. Ein unbedachtes Wort kann die schlimmsten Folgen haben.

Kleidung, Lebensweise und Sitten sind, besonders in den Gebirgsgegenden, noch sehr einfach. Streng ist die öffentliche Moral. Schon Dante stellt den lockeren Sitten der Florentinerinnen die Tugend der Frauen in der Barbagia in den Sardinerbergen gegenüber. Diese Frauen haben alle eine natürliche Scheu vor dem Hin-

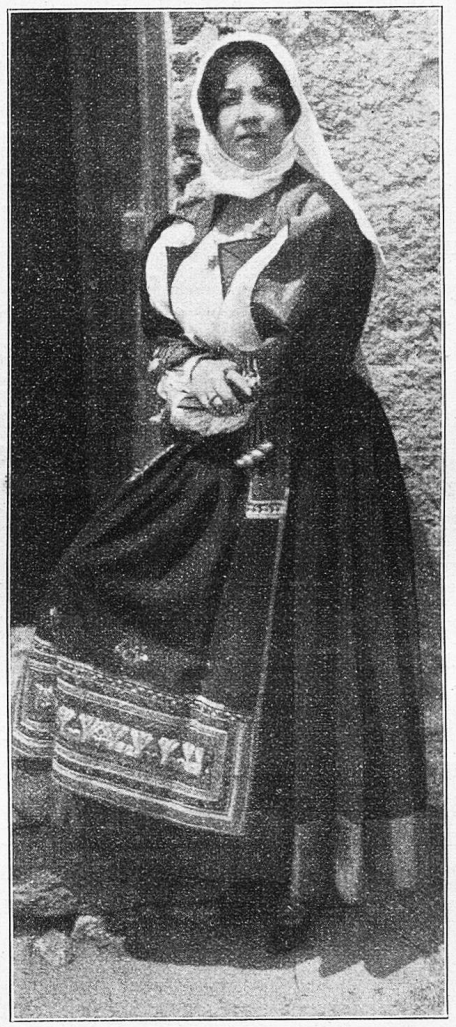
austreten in die Öffentlichkeit. Stube und Haus sind ihr Reich, die Kirche und vielleicht noch der Acker. So ist es zum Beispiel äußerst schwierig, von ihnen photographische Aufnahmen zu machen; man muß schon gut mit ihnen bekannt geworden sein und ihr Vertrauen besitzen, bis sie sich dazu hergeben, im Bilde festgehalten zu werden. Es ist eine natürliche frauenhafte Würde, die es ihnen verbietet, sich zu sehr den Blicken der Männer, also auch den Blicken des Photographen auszusetzen.

Würde scheint mir überhaupt das rechte Wort für das Gehaben der Sarden. Man muß die Frauen sehen beim Kirchgang, mit welch stolzer Haltung sie einhergeschritten kommen, die Männer, wie aufrecht und selbstbewußt sie auf ihren Pferden sitzen. Auch unter der Last der schweren Kupferkessel, die sie vom Brunnen nach Hause tragen, verlieren die Frauen nichts von ihrer Anmut. Schlank und kerzengerade schreiten sie, das Gefäß hoch auf dem Kopfe, durch die Gassen, und aus den dunkeln Tüchern blicken Gesichter von vollendetem Ebenmaß und duftender Feinheit.

Dem Charakter der Bewohner getreu, dessen Grundzug das Festhalten am Hergebrachten ist, hat die Insel auch streng die alten Sitten und Gebräuche, das alte Kleid, die sardinische Landestracht bewahrt. Noch gibt es eine Menge Dörfer, in denen jedermann sie trägt, Männer und Frauen. Weiß, schwarz, rot sind ihre charakteristischen Farben, und sie geben den grauen Gassen, den engen Höfen etwas ungemein Lebendiges und Sonniges.

In den Städten und den größeren Küstenorten verschwindet freilich diese malerische Tracht mehr und mehr, sie muß der weniger teuren und praktischeren allgemeinen Mode weichen. Einen großen Einfluß auf das Verschwinden der Männertracht hat der Militärdienst. Die jungen Burschen, die auf dem Kontinente ihre Dienstzeit zugebracht haben, tragen, zurückgekommen, die alte Tracht nicht mehr und kleiden sich wie ihre Altersgenossen im übrigen Italien. Und ihrem Beispiele folgen die Mädchen, die auf dem Mutterlande eine Schule besucht, eine Dienststelle bekleidet haben. In den beiden Städten Cagliari und Sassari ist man um nichts weniger elegant als in irgend einer andern Stadt Italiens.

In den abgeschlosseneren Bergdörfern aber haben sich diese Trachten in ihrer alten Form und Schönheit bewahrt, und auch da, wo sie Werktags einem bequemeren Arbeitskleide Platz gemacht haben, werden sie Sonntags durchwegs getragen. Die Tracht der Männer ist auf der



Vornehme Sardinierin.

ganzen Insel ungefähr dieselbe; es ändern Schnitt, Form und Farbe ein wenig, ihre Zusammensetzung aber geht auf denselben Grundtyp zurück. Mannigfaltiger sind die Frauentrachten, aber auch hier bestehen große Ähnlichkeiten. Es ist eine spezifisch sardische Tracht, die ähnlich sich nirgends in Italien wiederfindet. Ihr seltsamer Schnitt und ihre Buntheit verleugnen nicht die Einflüsse der verschiedenen Völkerschaften, die über die Insel geherrscht haben, den orientalischen, den arabischen, den sarazenischen, den spanischen.

Zu weißen, weiten Hosen tragen die Männer schwarze Kittel und farbenfrohe Westen, dazu auf dem Haupte eine lange sackartige Mütze. In den Bergen von Nuoro fällt über die Lein-

wandhose eine zweite, ganz kurze, schwarze, vielfach gefältelte, die sich wie ein Röcklein um die Oberschenkel schlingt und an die Tracht der Serben oder Dalmatier erinnert. Die Frauen tragen über einem blütenweißen Hemd eine Jacke von dunklerer Farbe, meist rot, blau, grün. Die reich verzierten und mit silbernen Knöpfen besetzten Ärmel sind meist geschlitzt, so daß das weiße Hemd herausschimmert. Der dunkle Rock ist unten mit breiten Seidenbändern geschmückt, das Festkleid wohl auch mit reichen Stickereien. Ihn deckt eine Schürze aus demselben Stoffe, ebenfalls reich bebändert, oft ganz aus Seidenstoff. Nie geht die sardinische Frau unbedeckten Hauptes; gewöhnlich umhüllt den Kopf ein unter dem Kinn geknotetes Tuch oder dann ein bis über die Schultern fallender Schal. In Nuoro sah ich Frauen, deren von hinten über den Kopf geschlagener Rock innen mit senkrecht verlaufenden breiten roten Seidenbändern geschmückt war. Sie sahen beim Schreiten aus wie Priester in farbiger Stola. Die Festtagskleider sind durchwegs reich verziert und nicht selten mit Gold und Silber bestickt.

Besonders schön zur Geltung kommen diese Trachten an den kirchlichen Feiertagen, an Ostern, am Fest der Madonna, an dem des Schutzpatrons der Insel. An solchen Tagen werden die ältesten und kostbarsten Trachten aus den Truhen und Schränken hervorgeholt und von den Töchtern des Hauses getragen. Aber auch an den Familienfesten, den Volksbelustigungen, dem „ballo tondo", dem Rundtanz der jungen Leute auf dem Dorfplatze, feiert diese Trachtenfreudigkeit frohe Auferstehung. So sah ich in Nuoro einen Hochzeitszug, der lauter leuchtendes Rot und Weiß war. Der reichgeschmückten Braut folgten sechs Brautjungfern, alle in der blutroten Landestracht, die Väter und Brüder der Braut und des Bräutigams in weißen Leinenhosen und feuerroten Westen. Paarweise zogen sie durch die Gassen dem Hause der Braut zu, und wie helles Abendgold leuchtete es zwischen den grauen Häusermauern.

Das schönste Bild aber zeigte sich mir am Ostersonntag in Osilo, einem hochgelegenen Bergneste bei Sassari. In der Morgenfrühe fuhr ich im Autobus hinauf, um beim Kirchgange anwesend zu sein. Es war ein herrlicher Tag, voll von Sonne und wolkenlos.

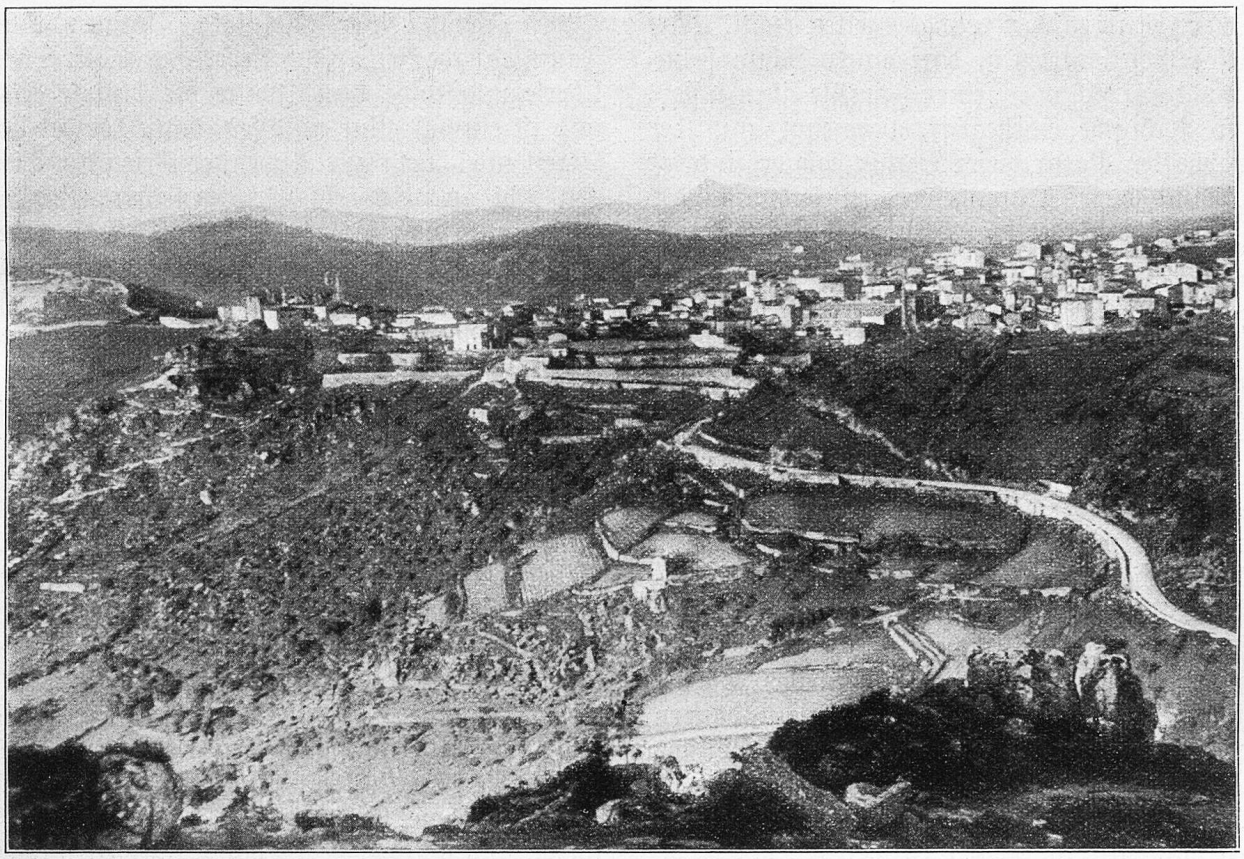
Noch war es früh am Tag, aber schon standen um die Kirche herum die Männer in großer Zahl, saßen zu malerischen Gruppen vereinigt auf Schwellen und Mäuerchen, oder lehnten, eifrig disputierend, an einer sonnebestrahlten Hauswand. Fast alle trugen die dunkle Landestracht, unter der ein blütenhelles Hemd hervorleuchtete.

Je näher die Stunde der Messe rückte, desto größer wurde die Menge. Von allen Seiten kamen sie angeschritten, bärtige Alte, Junge mit scharf geschnittenen Gesichtern. Bald waren der Platz und die angrenzenden Straßen ein einziges schwarzes Gewimmel.

Und nun begannen die Glocken zu läuten, und die Treppenwege herauf und herunter kamen die Frauen, dunkel und tief verhüllt die Alten, heller und farbenfroher, aber auch bedeckten Hauptes die Jungen. Die noch die Urtracht trugen, hatten den schwarzen, feingefältelten Rock von hinten über den Kopf geschlagen und hielten ihn vorn eng unter dem Kinn geschlossen, so daß nur schmal das braune Gesicht aus dem schwarzen Tuche hervorblickte. Die Jüngeren trugen statt dessen einen schwarzen oder braunen Schal, die Allerjüngsten wohl auch einen weißen. Anmutig und leicht kamen sie in Gruppen einhergeschritten, langsam und feierlich. Ihr Schreiten war wie Gesang. Es war ein wundervolles, fast biblisches Bild, diese in weite Tücher verhüllten Gestalten daher kommen zu sehen.

Plötzlich leuchteten mitten im dunkeln Zuge schimmernde Farben auf. Zwei, drei der Mädchen hatten die kostbare Festtracht angezogen, den purpurfarbenen, unten weiß besäumten und mit Gold und Silber reich bestickten Rock, über den schwer das weißbrokatene, ebenfalls reich bestickte Kopftuch herunterfiel und die Trägerin in ein schimmerndes Leuchten hüllte.

Am schönsten war dieses Bild nach der Kirche. Aus der engen Pforte strömte es heraus, dunkel zuerst die Masse der Männer, die sich schnell auflöste, sich seitlich der Kirche aufstellte, die Wege und Mauern besäumte. Zwischen ihnen durch schritten die Frauen, zu zweien, zu dreien, in kleineren Gruppen, eng aneinander geschmiegt. Oft mochten es Schwestern sein, oft Mutter und Tochter. Sorglich hielten die jungen Frauen ihr Kindlein im Arm, tief ins dunkle Haupttuch eingehüllt, so daß nur ein winziges Stücklein des Gesichtleins herausschaute.



Nuoro, einer der höchstgelegenen Orte Sardiniens, Heimat der Nobelpreisträgerin Grazia Deledda.

So schritten sie alle einher in stiller Würde, feierlich und gemessen. Es war ein liebliches, nie geschautes Bild. Und seine Helle wanderte durch alle Gassen.

Wie die alten Trachten, so haben sich im Innern der Insel auch noch die alten Sitten und Bräuche erhalten. Geburt, Brautwerbung, Hochzeit und Tod vollziehen sich in den althergebrachten, urtümlichen Formen.

Die Geburt eines Kindes ist stets ein großes Fest, bei dem Verwandte und Freunde mit Wein und Süßigkeiten bewirtet werden. Der erste Ausgang der Wöchnerin ist der zur Kirche, wo sie der Jungfrau Maria eine mächtige Kerze opfert, sie bittend, das Kind vor den höllischen Mächten zu bewahren.

Die Brautwerbung geschieht selten durch den Bewerber selbst, sondern durch einen Vertrauten. Wird diese Werbung angenommen, so setzt man gegenseitig aufs genaueste die Mitgift fest. In fröhlichem Zuge wird die Ausstattung der Braut in das Haus des Bräutigams geführt; Flötenbläser ziehen voraus, junge Burschen und Mädchen tragen die zerbrechlichen Sachen, ihnen folgen die mit Hausrat hochbeladenen Ochsenkarren.

Die Hochzeit findet meistens im Hause der Braut statt. In feierlichem Zuge, begleitet von seinen Verwandten und Freunden, begibt sich der Bräutigam dorthin. Kommt er aus einem andern Dorfe, so reitet er mit der ganzen Gesellschaft hoch zu Rosse ein. Beim Austritte aus der Kirche und beim Zuge durch die Gassen wird das junge Paar von allen Seiten mit Korn beworfen.

Da wo er geboren, wünscht der Sarde auch zu sterben, neben dem heimischen Herde. Hat er seinen letzten Atemzug getan, so beginnen die Frauen des Hauses und die oft zu diesem Zwecke und zur Totenwache angestellten Weiber ein wildes Klagen, zerschlagen sich die Brüste und raufen sich das Haar. Ist der Tote ermordet, das Opfer der Blutrache geworden, so wird er im Herdraume aufgebahrt, ein blutbeflecktes Kleidungsstück wird an der Wand aufgehängt, wilde Totenklagen werden gesungen. Der nächste Verwandte schwört, nicht zu ruhen, bis der Mord gesühnt sei.

Es gibt in Sardinien ein uraltes, durch die Tradition fast geheiligtes Gesetz, gegen das bisher noch keine moderne Macht gesiegt hat: die Pflicht der Rache. Keiner, der in den Augen

seiner Mitmenschen etwas gelten will, darf dieses Gesetz verletzen, darf einen Schimpf ungerächt auf sich oder seiner Familie sitzen lassen. Der spanische Ehrbegriff, vermengt mit der triebhaften Natur dieser Bergbewohner, sind der Urgrund dieses Ehrengesetzes. Beleidigung des Vaters überbindet dem Sohne die Pflicht, diese zu rächen, und die Rache kann nur eine blutige sein. Die Urform des Rechtsbegriffes verlangt aber anderseits vom Gegner, daß der durch die Tötung eines Familiengliedes gestörte Rechtszustand auf dem Wege der Selbsthilfe wieder hergestellt werde, verlangt also von den Verwandten des Ermordeten, sich nun wiederum an dem Mörder und seiner Sippe zu rächen und wiederum durch Blut. Und so schreitet die Rache weiter, zieht immer größere Kreise und wütet, Tod und Verderben bringend, in den Familien. So entstanden und entstehen bisweilen heute noch diese Familienhader, die sich ständig vererben und Jahrzehntelang andauern, jene blutigroten Vendetten, die bis zur völligen Ausrottung der beidseitigen Sippen gehen können. Lebhaft erinnere ich mich an einen Fall, den man mir in Nuoro, in dessen Bergen der Hauptsitz der Blutrache und des damit verbundenen Banditentums ist, erzählte. Da war in dem Bergdörfchen Oliena ein solcher Familienhader, der nicht zur Ruhe kommen konnte, bis auf der einen Seite sämtliche männlichen Familienglieder ermordet worden waren. Eines Tages fand man den Vater erschossen auf der Weide, kurz darauf seinen ledigen Bruder, dann eines morgens neben dem Stalle den ältesten Sohn, dann den jüngeren. Kaum war ein Toter begraben, so hatte man schon einen andern zur letzten Ruhe zu betten. Und so wütete die Blutrache weiter, bis sie sich völlig erschöpft hatte und in der Familie kein männliches Wesen mehr übrig geblieben war. Als sie den letzten Bruder begraben hatten, kamen die Schwestern, fünf herrlich schöne Mädchen, zu Fuß nach Nuoro, das Gericht um Sühne der Morde anzuflehen. Sie hatten niemanden mehr, der sie rächen konnte, es blieb ihnen nur noch eine Hoffnung: das geschriebene Gesetz und das geschriebene Recht. Es sei ein unvergeßlicher Anblick gewesen, sagte mir der Erzähler, diese fünf stolzen, tränenlosen Mädchen in der feuerroten Landestracht, das Haupt in die schwarzen Tücher der Trauer eingehüllt, durch die Straßen der Stadt schreiten zu sehen.

Mit irgend einer Kleinigkeit fangen diese Familienhader an. Jäh siedet das Blut. Ohne Überlegung folgt dem Zwiste die blutige Tat, und ist einmal Blut geflossen, dann kommt der Streit nicht mehr zur Ruhe, der Krieg der Sippen hebt an. Es geht wie im alten Bunde: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Daß dabei mancher nicht auf dem ihm durch die Blutrache vorgeschriebenen Wege bleibt, sondern, vielleicht getrieben durch die Notwendigkeit, zum Briganten, zum Räuber, vielleicht zum Haupt einer Bande wird, liegt auf der Hand. So entstehen jene Banditen und ihre Horden, die das Gesetz verhöhnen, das Land terrorisieren; Meuchelmord, Erpressung, Straßenraub sind die Folgen. Jahrhundertelang waren Banditen- und Brigantentum der Schrecken und die Geißel der Insel, und erst in jüngster Zeit ist es der Regierung gelungen, seiner einigermaßen Herr zu werden.

Solchermaßen ist das Land, in dem wir ein paar schöne Frühlingswochen verbrachten, solchermaßen das Volk, unter dem wir lebten und dessen seltsame Gegensätzlichkeit uns wechselnd anzog und abstieß, dessen ganzes Wesen uns in vielem fremd und unbegreiflich war, und das wir dennoch wieder seiner angeborenen Güte, seiner Treuherzigkeit und Hilfsbereitschaft wegen lieben mußten.

Von Norden nach Süden durchstreiften wir das Land, seine Berge und Täler, seine Inseln, seine Städte und Küstenorte. Eine unserer ersten Fahrten galt den beiden Inseln Maddalena und Caprera. Zwischen Korsika und Sardinien gelegen, ist die Maddalena heute der große italienische Kriegshafen, wie es zu allen Zeiten ein wichtiger Flottenstützpunkt war. Napoleon hat dort seine Feuertaufe empfangen, Lord Nelson ist von dort aus zu der Seeschlacht von Trafalgar aufgebrochen. Und auf dem kleinen Felseneiland Caprera, abgeschieden von der Welt, hat Garibaldi gelebt, ist dort gestorben und begraben worden. Nicht ohne Ergriffenheit standen wir vor dem schlichten Granitblocke, der eines der unruhvollsten und tapfersten Herzen deckt.

Und dann saßen wir tagelang in den herrlichen Postwagen, mit denen man heute bequem das Land durchfährt. So abgelegen die Insel ist, so wenig Verkehr sie hat, es ist dennoch leicht, sie zu durchreisen. Auch in die weltfernsten Orte fährt das Postauto, und sein

Dienst ist aufs vorzüglichste organisiert. Man fährt vom Morgen bis zum Abend, macht hie und da Rast in einem einsamen Dorfe, ißt hier das schon bereitgestellte Mittagsmahl und dort das Abendbrot, kommt mit den Landleuten zusammen, die sich plaudernd und erzählend neben einen setzen, hört Schicksale und Begebenheiten und lernt ein klein wenig besser dieses Volk und sein seltsames Wesen kennen. Stundenlang gehen diese Reisen, von einem Ende der Insel zum andern. Und man kommt ins Land hinein, wie man es sonst nie käme; hinauf auf die Höhen und hinein in die Täler und hat Licht und Sonne und herrliche Schau.

Und dann weilten wir an der Westküste, in dem Fischerstädtchen Alghero, genossen Meer und Himmel, machten stundenweite Segelbootfahrten nach entlegenen Inseln, seltsamen Riffen und märchenhaften Grotten, und tolle Heimfahrten in wütendem Seesturm. Besuchten Cagliari, die saubere Hauptstadt der Insel, mit seinen mächtigen Festungstürmen, seiner schönen Kathedrale, dem trutzigen Kastell aus der Pisanerzeit und seinen herrlichen, aussichtsreichen Höhenwegen. Weilten dann unter den Fischern von San Pietro und Sant Antioco, die zum Teil noch genuesische Tracht und Sprache bewahrt haben. Auf der Rückfahrt rasteten wir in Macomer, einem Eisenbahnknotenpunkt in der Mitte der Insel. Der Ort ist dadurch bekannt, daß sich in seiner Nähe die besterhaltenen jener seltsamen prähistorischen Bauwerke finden, wie man sie nur aus Sardinien kennt. Es sind mächtige Türme in der Form abgestumpfter Kegel, aus gigantischen Blöcken, ohne irgend ein festigendes Bindemittel aufgebaut. Festungstürme, Wehrtürme der Sippen, die von hier aus ihre Höfe, ihre Behausungen gegen allfällige Eindringlinge verteidigten, und in die sie sich in Zeiten der Gefahr zurückziehen konnten. Zu der Zeit, da sie gebaut wurden, waren sie sicher völlig uneinnehmbar, und wenn ihre Bewohner mit genügend Lebensmitteln versehen waren, so konnten sie jedem Ansturme trotzen. „Nuraghe" heißen die seltsamen Bauwerke, die im ganzen Lande herum auf den Vorsprüngen der Hügel, an den Taleingängen stehen, graue Wächter aus grauer Vorzeit.

Die letzte Rast machten wir in Nuoro, dem hochgelegenen Hauptorte der nordöstlichen Inselhälfte, in dessen Bergen sich die Trachten am besten erhalten haben, das Hirtenleben sich noch in seinen urtümlichsten Formen abspielt, die Sitten und Gebräuche noch ganz in der Tradition verwurzelt sind und in dessen Bergen das Banditentum von jeher seinen Hauptsitz hatte. Nuoro ist die Heimat Grazia Deleddas. Am Rande der kleinen Stadt ist sie geboren und aufgewachsen, das Kind kleiner Bürgersleute bäuerischer Herkunft. Hier hat ihr erwachendes Auge dieses einsame, strenge Land umfaßt, diese karg schenkende Natur, weit gedehntes Heideland, über dem mit starren Felsen die Gebirge ansteigen, hat sie das harte Schicksal seiner Bewohner miterlebt. Und so ist sie zur Schilderin dieser stolzen einsamen Welt und ihrer wortkargen Helden geworden, die streng in sich verschlossen schweres Schicksal tragen.

Ein Pächter bewohnt heute ihr Haus und pflegt ihren Garten. Mit geheimem Stolze führte er mich umher, zeigte mir sein Haus, angefüllt mit Vorräten vom Keller bis zum Estrich, die Backstube, in der eben gebacken wurde, die Kornkammer mit den großen Getreidehaufen, die Vorratskammern mit den unzähligen flaschenförmigen Käslein und den großen Schinken und Würsten, die lustig von der Decke herunter baumelten; das Haus der großen Schriftstellerin und Nobelpreisträgerin. Dann traten wir hinaus in den kleinen Garten, einen reizenden Fleck Erde voll Blättergrün, voll leuchtender Rosen, voll duftender Blumen. Unter den Bäumen saßen wir und plauderten. Und die junge Hausfrau brachte mir einen Kaffee — ohne den kein Gast entlassen werden darf — einen herrlichen schwarzen, starken, heißen Kaffee, und später noch ein Glas herben sardinischen Weines.

Und als ich gehen wollte, pflückte sie mir einen Strauß Blätter und Blumen. Rosen waren darunter, viele Rosen. Rosen aus Grazia Deleddas Garten.

Drei Tage lang habe ich diesen Strauß gehütet, auf der langen Autofahrt von Nuoro hinunter ans Meer, und auf der Überfahrt nach dem Festlande.

Und in Rom bin ich damit nach der stillen Via Porto Maurizio gewandert, Grazia Deledda die Rosen aus ihrem Garten zu bringen. Sie waren etwas verwelkt, aber in ihrem Dufte lag noch die ganze innige Glut ihrer sardinischen Bergheimat.